



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezüher des „General-Anzeiger“ kostenfrei.
Hauptgeschäftsstelle: Köhlschendroda, Güterhofstraße 5, Fernsprecher Nr. 6. / Schriftleiter:
H. Schruth, Köhlschendroda-Kaundorf.



Nr. 7. 3. Jahrgang.

Beilage zum „General-Anzeiger“

April 1926.

Volksprache und Mundart.

Von Joseph Weigert.

Was ist Mundart? Sie ist nicht eine verdorbene, unreine, entartete Schriftsprache, sondern eine Unterart der Sprache.

Um 1500 herum haben fast alle Schriften, die in Norddeutschland, in der Schweiz, in Bayern und im Elsaß erschienen sind, im wesentlichen die Mundart der betreffenden Landschaft angewendet. Bis dahin gab es keine einheitliche deutsche Schriftsprache. Durch Martin Luthers wurde die Sprache der kursächsischen Kanzlei und der oberländischen Lande herrschend. Was noch zu tun übrig blieb, geschah durch Gottsched (um 1750), durch den die oberdeutsche Sprache nach dem Gebrauch der besten Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts zur gemeingültigen Schrift- und Buchsprache wurde. Dadurch wurden die vorhandenen Mundarten in ihrer Verwendung stark eingeengt, aus dem höheren Gebiet des geistigen Lebens und politischen Verkehrs verdrängt.

Die Mundart ist also die ältere, natürlich gewachsene und zum Teil noch wachsende Schwester der vornehmeren Schriftsprache, die sich durch die Schrift festlegte und weiterbildete und zur Gemeinsprache geworden ist. Die Mundart führt ein stilles Sonderdasein neben der Schriftsprache im häuslichen, dörflichen und überhaupt im engeren landschaftlichen Verkehr. Die „gebildeten“ Volksschichten haben die eigentliche Mundart ausgegeben. Der Bauer aber, der die Bildung des Städters nicht braucht, weil sein eigenartiges Leben auch eine eigene Bildung erfordert, braucht auch die Sprache des Städters nicht — wenigstens für sein Leben in seinem Kreise.

Man hört noch immer wunderliche Ansichten über den Wortvorrat der Mundarten: er bestehe nur aus einigen hundert, 300—600 Wörtern. Nach Heilig und Penz aber besitzt die Gesamtheit der Einwohnerschaft eines Dorfes (mit Industrie durchsetzt, mit ihren Unterschieden nach dem Geschlecht, Alter und Beruf) etwa 20 000 Wörter. Das hätte man schon längst wissen können. 1894 schrieb Friedr. Kluge: „Man unterschätzt gewöhnlich den Umfang des mundartlichen Wortschatzes; die landläufige Angabe, daß der einfache Landmann im Durchschnitt über 200 bis 300 Wörter verfüge, ist geradezu ungerecht. Wenn man einige mundartliche Wörterbücher

miteinander vergleicht, ist man überrascht über den gewaltigen Reichtum an Bezeichnungen. Welche Fülle von Benennungen z. B. für die Teile des Wagens und des Pfluges, für zahllose Dinge des Ackerbaues und der Viehzucht! . . . Die in den Mundarten häufigen Scheltworte und Schimpfnamen bezeichnen körperliche, geistige und sittliche Fehler und Mängel bis in die feinsten Schattierungen hinein.“

Man kann nicht sagen, daß der Wortschatz des Volkes beschränkt oder arm sei, aber er ist ein anderer als bei den „Gebildeten“ und bei der Schriftsprache. Es fehlen in der Volkssprache zahllose Ausdrücke für geistige, wissenschaftliche und technische Begriffe. Für die Gefühle der Liebe und Freundschaft, die doch der Bauer auch empfindet, gibt es meist nur eine unvollkommene, oft nur rein sinnliche Bezeichnung. „Wirklich Großes wird man in der Mundart nicht schreiben können“, sagt Fr. Heibel. Das ist richtig. Die Welt des Bauern ist eine begrenzte. Der Kreis der mundartlichen Dichtung ist Idylle, Lyrik und der Schwank. Für den Bauern ist das Besondere die Hauptsache, nicht das Allgemeine. — Rosegger hat es versucht, Schillers „Tell“ in die Volksmundart der Nelspler zu übertragen. „An einzelnen Personen und Stellen ging's; da nahm sich die Mundart recht natürlich und wirkungsvoll aus. Aber als, besonders bei Attinghausen, Melchtal usw., es darauf ankam, Schillers Pathos zu brechen, da versagte ich. Es ist ein Frevel, diese wunderbare Sprache in die Niederung des gewöhnlichen Lebens herabzudrücken. Den Gedankeninhalt könnte man meist zur Not wiedergeben, aber nicht die Stimmung, die Begeisterung, die aus der Sprache rauskragt — da hab' ich die Feder hingelegt“ (Heimgarten, 28. Jahrg. [1904], S. 560). — Es gibt sogar eine Darstellung der Philosophie Kants in Plattdeutsch auf 14 Seiten von Dr. Hans Much: „Immanuel Kant un wat wi mit em tau daun bewven“ (mit ihm zu tun haben). Hier ist Unmögliches versucht. Wird das Volk z. B. den Satz verstehen: „Raum un Tid (Zeit) sünd nich an sich, se sünd Formen von de minschliche Anschauungen“? Der Bauer hat mit Kants Philosophie nichts zu tun.

Dafür weiß er — soviel steht fest — die

für ihn belanreichen Merkmale der verschiedenen Zustände und Sorten seiner Pflanzen und Tiere, die Wetter- und überhaupt die Naturveränderungen, die Körperteile des Menschen, das Haus mit all seinem Gerät, Maß und Gewicht, seine Arbeitswerkzeuge in meist schlagendem, oft überreichem Ausdruck wiederzugeben. Er beherrscht seine Sprache. Wenn die Leute miteinander reden, betonen, sie ganz richtig; keiner, der seine eigenen Gedanken ausdrückt, macht da Fehler. Sobald sie aber zu lesen beginnen, also fremde Gedanken wiederzugeben haben in hochdeutscher Sprache, da beginnen die Schwierigkeiten. In unserer Schriftsprache ist ein fremder Geist, eine andere Anschauungsweise, die Schulung und Übung voraussetzt; die hat das Volk nicht, weshalb es jedes einzelne Wort versteht, aber doch nicht den ganzen Sinn.

Was die Mundart begrenzt und zugleich auszeichnet, ist die Eigenart des volkstümlichen Denkens, deren Ausdruck sie ist. Sie gibt alles (ohne bewußte Absicht) möglichst in sinnlichen Bildern, in Gleichnissen, in Handlungen wieder, sie hat gern sprichwörtliche Redensarten. Sie benutzt keine fremden Wendungen, keine Bilder aus aller Welt, wie die Ausdrucksweise des Gebildeten; alles stammt aus ihrem Leben. — Als nach der Klosteraufhebung in Württemberg eine Kommission umherreiste und die klösterlichen Wappenschilder (Wappen) an den Gebäuden herausmeißelte und das königliche Wappen an deren Stelle setzte, sagte ein Bauer: „Das kommt mir gerade vor, wie wenn einer aus einem gestohlenen Hemd den Namen her austrennt.“

„Aber, so derb ist die Volkssprache, so grob.“ Nun, auf dem Lande kann man nicht immer Seide spinnen. Das Derbe, wo es nicht unflätig ist, kann man leicht in Kauf nehmen. Dem Städter ist es nur ungewohnt. Es paßt zum Wesen des Bauern, wenn er Maul sagt statt Mund, Buckel für Rücken, Sau für Schwein, wüit für häßlich, heulen für weinen, schwähen für sprechen, hocken für sitzen usw. Er hat sich ja heute schon vieles abgeschliffen. Aber selber muß der Niederbayer beispielsweise manchem Stadtbewohner als ein seltsamer Menschenschlag vorgekommen sein: er hatte keinen Kopf, aber einer